

Intriguen.

Deutsch von P. Olliverio.

(Fortsetzung.)

Bernard verbeugte sich und nahm das Anerbieten an, worauf die beiden Herrn zusammen den Park verließen und in lebhaftem Gespräch die blühende Haide kreuzten, bis sie bei der Frau mit dem Knaben angelangt waren, die sich noch an derselben Stelle befanden, wo der Maler sie zurückgelassen hatte. Beide waren fest eingeschlafen; des Knaben braunes, gesundes Gesicht lag dicht neben dem der Kranken und bildete einen großen Kontrast zu demselben. Der Hofmeister beugte sich zu der Schlummernden nieder und sah ihr lange forschend in die bleichen Züge, dann schweiften seine Blicke zu dem Knaben hinüber und dann wieder zurück zu der Frau. Darauf erhob er sich aus seiner knieenden Stellung und sagte zu dem Maler: „Sie liegt im Sterben, das ist keine Frage. Sehen Sie, wie unregelmäßig der Atem geht, und wie die grauen Schatten in dem eingefallenen Gesicht mit jedem Moment dunkler werden."

Bernard sprach in seiner Aufregung lauter, als es in seiner Absicht lag, so daß die Frau davon erwachte, die Augen aufschlug und diese auf sein Gesicht richtete. Kaum aber war dies geschehen, als sie einen markerschütternden Schrei ausstieß und mit der beinahe übermenschlichen Kraft, die Sterbenden zuweilen eigen ist, auf ihre Füße sprang.

„Sie hier!" rief sie; „kommen Sie, um mich zu einem neuen Verbrechen zu verführen — jetzt, da der Tod die Hand nach mir ausstreckt? Wollen Sie meine Seele noch mehr beflecken?"

„Sie spricht im Fieber," sagte Bernard, das totenbleiche Gesicht für einen Moment dem Maler zugewendet.

„Wer sagt denn, daß ich im Fieber spreche?" schrie die Kranke, auf Edelwolf gestützt, der durch ihren wilden Aufschrei aus dem Schlaf geschreckt, aufgesprungen war und sie mit seinen Armen umschlungen hatte. „Wer wagt es, zu sagen, ich sei von Sinnen?" fuhr sie fort. „O, einst war ich es, damals, als ich Ihren falschen Worten lauschte und —"

Sie wankte, fiel zu Boden und ein dunkler Blutstrom kam langsam von ihren bebenden Lippen. Wenige Augenblicke noch und die unheimlich glänzenden Augen brachen.



Allgemeine Gartenbau-Ausstellung in Hamburg: Haupthalle von der Rückseite mit dem Tunel.

Nach photographischen Aufnahmen von John Thiele in Hamburg. (Mit Text.)

Einige Sekunden blieb Bernard mit mühsam erzwungener Ruhe vor der Toten stehen und ließ den Blick ernst auf ihr ruhen; dann wandte er sich Edelwolf zu, der sich in zügellosem Schmerz über die Verblichene geworfen hatte.

„Lassen wir ihn," sagte er zu dem Maler, „es ist am besten, wenn er seinen Schmerz ausweint, der arme Bursche."

„Wir müssen etwas für ihn thun," entgegnete Wildenhain weich. „Ich werde zu dem Direktor der Versorgungsanstalt gehen und ihm den traurigen Fall erzählen."

„Ich will es selbst thun," meinte der andere, „man kennt mich dort." Damit lüftete er den Hut und ging eilig fort, während der Maler sich neben der Toten niederließ und den laut schluchzenden Edelwolf zu trösten versuchte.

„Seltsam," dachte er, „sehr seltsam. Die beiden kannten einander, darauf möchte ich schwören, trotzdem sich der Franzose so unschuldig stellt."

Wie verabredet, kam Edelwolf täglich für mehrere Stunden zu Wildenhain und unterzog sich bald in dieser, bald in jener Stellung der Geduldsprobe, die das Modellsitzen mit sich bringt. Die „Großmutter" hatte ihm eine Mark zurückgelassen, dazu besaß er den goldenen Siegelring, den ihm Anton Roser geschenkt, und so fühlte er sich wie ein kleiner Krösus, als der Maler, der seiner nach acht Tagen nicht mehr bedurfte, ihm seinen Lohn auszahlte.

„Darf ich sehen, was Sie gemalt haben?" fragte er, nachdem er die ihm riesengroß erscheinende Summe eingestrichen hatte.

„Gewiß," antwortete Wildenhain.

Er betrachtete sein Bild, das ihm von der Leinwand entgegenschaute, mit lebhafter Freude, dann aber seufzte er leicht: „Ich wünschte, ich könnte auch so malen."

Wildenhain lächelte und schob ihm ein Blatt Papier und einen Stift hin.

„Zeichne mich einmal," sagte er und der Knabe that es, roh, ungeschult, doch nicht ohne Talent. Der Maler machte große Augen.

„Kannst Du lesen?" fragte er.

„Nein!" antwortete der Kleine.

„Und was brachte Dich auf den Gedanken, malen zu wollen?"

„Die Bilder, die ich in großen Städten in den Schaufenstern sah."

Wildenhain setzte sich nieder und begann, ernstlich über Edelwolf und dessen künstlerisches Streben nachzudenken und die Kosten einer näheren Freundschaft mit ihm zu

berechnen — die Auslagen, Sorgen, Mühen und Unbequemlichkeiten, alle, die eine solche mit sich bringen mußte. Er erwog das Für und Wider, und das Wider trug den Sieg davon.

„Du kannst nun gehen," sagte er, „als er zu dem Entschluß gekommen war, worauf Edelwolf mit trauriger Miene von der Staffelei wegtrat und sich der Thür zuwandte. Vielleicht hatte er gehofft, Wildenhain würde ihn zeichnen und malen lehren. In demselben Augenblick trat der Hofmeister herein.

„Sind Sie fertig mit Ihrem Modell?" fragte er, die weiße Hand auf Edelwolfs Schulter legend. „Ist es an dem, so möchte ich mit ihm reden, ich nehme Interesse an ihm."

Wildenhain zweifelte nicht daran.

„Wohin gehst Du, Kind?" fragte Bernard den Kleinen.

„Ich weiß es nicht," lautete die Antwort. „Irgendwo hin — gleichviel wo."

Bernard zog den Knaben dicht zu sich heran. Er schien zu vergessen, daß er zerlumpt und schmutzig war. Er nahm ihn ungeachtet seiner tadellosen hellen Beinkleider zwischen die Kniee und bog ihm den Kopf zurück, so daß er ihm voll in die funkelnden schwarzen Augen sehen konnte.

„Du bist ein famoser kleiner Mann," sagte er, und der Knabe wunderte sich über die ungewöhnliche Freundlichkeit. „Kannst Du lesen?" Eine verneinende Antwort erfolgte. „Möchtest Du es lernen?" fuhr der Franzose fort.

„Ich möchte lieber zeichnen und malen lernen," entgegnete der Knabe.

„Das könntest Du gleichzeitig," meinte Bernard, und des Kindes Gesicht strahlte.

„Wenn ich Dich nun das Lesen lernen ließe?"

„Und das Zeichnen und Malen?" fragte Edelwolf, immer wieder auf seinen Wunsch zurückkommend.

„Und malen," wiederholte der Franzose.

„Du könntest Dir einmal Deinen Lebensunterhalt damit verschaffen," fuhr der Hofmeister fort. „Wenn ich Dich nun nach der Residenz zu einem Lehrer brächte, der Dich lesen, schreiben und malen lehrt; damit Du Dich nützlich machen kannst? Würdest Du brav sein und mir Ehre machen?"

„Ich will es versuchen," antwortete Edelwolf vorsichtig; „vielleicht aber gefällt es mir nicht."

„So komm mit mir. Draußen kann ich besser mit Dir reden." Und nach kurzem Gruß verließen die beiden zusammen des Malers Zimmer.

„Ich habe mich also nicht getäuscht," lachte Wildenhain, während er dem Franzosen und dem Knaben nachsah, wie sie zusammen durch den Park schritten.

Drei Wochen vergingen und brachten auf dem Schlosse manches Ereignis mit sich. Der Graf war so schwer erkrankt, daß die Aerzte bedenklich die Köpfe schüttelten und die Befürchtung aussprachen, daß es ein schnelles Ende mit ihm nehmen würde. Bernard hörte den Ausspruch mit der größten Genugthuung, trotzdem er eine tiefe Betrübnis zur Schau trug und sich ganz trostlos stellte, in unaufschiebbaren Geschäften sich für kurze Zeit von dem Schloß trennen zu müssen.

„Er wird keine zwei Monate mehr leben," hatte er gesagt, als er von der geheimen Unterredung kam, die er mit den Aerzten gehabt — „nicht zwei Monate, vielleicht nicht einen mehr," und dann dachte er an die Gräfin und ließ die Blicke über das Schloß mit seiner prächtigen Umgebung schweifen und sonnte sich in dem Gedanken, das alles bald sein eigen nennen zu können. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt.

Als Bernard nach der Residenz abreiste, war der Schloßherr sehr schwach und hinfällig, und die Gräfin beklagte seinen Zustand aufrichtig, da sie fürchtete, er werde die Vergnügungen stören, welche sie für die auf das Schloß geladenen Gäste geplant hatte. Doch als der Hofmeister von der Residenz zurückkehrte, hatte sich der Graf merklich erholt und die Gräfin war heiterer als je, was nicht dazu beitrug, Bernard in die liebenswürdigste Laune zu versetzen.

Es war nun Oktober und klares, sonniges Wetter, als eines Tages eine kleine Gesellschaft von dem Schlosse aufbrach und über den weichen, grünen Rasen ritt.

Die Gräfin sah prächtig aus zu Pferde.

Rittmeister von Faber, ein flotter Husarenoffizier, hielt sich an der Seite der Gräfin. Allmählich blieb das Paar zurück und es währte nicht lange, so war es von den übrigen gänzlich getrennt. Der Offizier amüsierte seine Begleiterin durch das galanteste, liebenswürdigste Geplauder, in das sie lachend und scherzend einstimmte. Plötzlich sprang die große Dogge, welche dem Pferd der Gräfin bis dahin auf dem Fuße gefolgt war, in das Gehölz hinein.

„Wahrscheinlich einer von den Waldhütern," meinte die Gräfin, doch sie irrte sich. Im nächsten Moment schaute das ernste Gesicht Paul Bernards aus dem Gehölz heraus. Es war bleich, bleicher noch als gewöhnlich, und ein müder, besorgter Ausdruck lagerte darauf. Er ließ den Blick einen Moment auf der Gräfin und ihrem Begleiter ruhen, dann stieg ihm das Blut heiß zu Kopfe; doch äußerlich ruhig, schritt er weiter dem Hause zu.

„Ein schöner Mann," bemerkte der Rittmeister.

„Es ist nur der Hofmeister meines Sohnes," bemerkte die Gräfin.

Die Worte erreichten Bernards scharfes Ohr und machten ihn vor Wut beben. Er gedachte der Vergangenheit, wie sie mit ihm gespielt hatte — ihn heute angelockt, nur um ihn morgen wieder fallen zu lassen. Die Erinnerung daran brachte ihn immer mehr in Wallung, doch gleichzeitig bestärkte sie ihn auch in dem einmal gefaßten Entschluß. Er schritt weiter dem Schlosse zu, und am Thorweg blieb er stehen, bis die kleine Kavalkade in Sicht kam.

Die Gräfin ritt noch immer an Fabers Seite und ihre rote Feder flatterte in dem leichten Oktoberwind, während sie lachte und in neckender Erwiderung den Kopf schüttelte. Bald waren sie vor dem Schloßportal angelangt, der Rittmeister schwang sich rasch aus dem Sattel und stand nun neben der Gräfin, um ihr beim Absteigen behilflich zu sein. Sie legte die kleine, behandschuhte Rechte in die seine. Vielleicht blieb sie dort einen Moment länger ruhen als notwendig war, wenigstens schien es den eifersüchtigen Blicken des Hofmeisters so; dann trat sie, von Faber gefolgt, in das Haus, ohne von Bernard Notiz zu nehmen. Der aber ging ihr nach, denn er wußte, daß sie sich auf ihr Zimmer begeben würde, und er hatte sich fest vorgenommen, sie dort unter vier Augen zu sprechen.

Die Gräfin trat mit dem Rittmeister in das Bibliothekzimmer, hielt sich indessen dort wenige Minuten auf; sie empfahl sich, um Toilette zu machen, schritt den langen Korridor hinunter und die breite Treppe hinan nach ihren Gemächern. Bernard stand an der Thüre, die zu ihrem Frühstückszimmer führte.

„Ah, Monsieur," sagte sie leichthin, mit dem vergeblichen Bemühen, ihren Unmut, in ihr zu sehen, zu verbergen, „da sind Sie ja wieder. Wo waren Sie denn so lange?"

Er forderte sie durch eine Handbewegung ernst und schweigend auf, in das Zimmer zu treten, und sie gehorchte ihm; dann schloß er die Thüre hinter sich.

„Ich kam vor wenigen Stunden zurück," hob er mit gedämpfter aber scharfer Stimme an, „und habe meine Gründe, die Sie jedenfalls erraten werden, um mich von der Wahrheit gewisser Gerüchte zu überzeugen."

„Was sind das für Gerüchte?" fragte sie ängstlich.

„Gerüchte," fuhr er fort, „welche den Namen der Schloßherrin mit dem eines gewissen Rittmeisters in Verbindung bringen, und den letzteren als einen möglichen Nachfolger des jetzigen Schloßherrn bezeichnen."

„Lächerliches und sinnloses Geklatsch!" entgegnete sie, während ihr die Röte in die Wangen stieg.

„Lächerlich und sinnlos in Ihren und meinen Augen," versetzte er, „weil wir wissen, wie teuer Ihnen eine solche Verbindung würde zu stehen kommen."

Die Gräfin wurde totenbleich.

Sie stand an dem geöffneten Fenster, und ihre graziöse Gestalt hob sich in scharfem Relief gegen den wie in Purpur getauchten Abendhimmel ab. Der Hofmeister saß auf einer Ottomane an dem anderen Ende des Zimmers und beobachtete sie; sie bot ein so anziehendes, poesievolles Bild, daß er nicht anders konnte, als sie bewundern. Eine kleine Weile herrschte tiefe Stille, dann plötzlich hob er in befehlendem Tone wieder an, während er auf einen Platz auf seiner Seite deutete: „Kommen Sie hierher, Gräfin."

Sie zögerte, trat noch einen Schritt rückwärts und sah ihn an.

„Kommen Sie hierher," wiederholte er; „ich habe Ihnen etwas zu sagen, und es dürfte Ihnen daran gelegen sein, daß es nicht die Welt, ja nicht einmal die wenigen Personen, welche unter diesem Dache weilen, erfahren."

Einen Moment zögerte sie noch immer; dann aber ließ sie sich halb ärgerlich, auf dem von ihm bezeichneten Sitz nieder.

„Sie erinnern sich unserer letzten Unterredung?" begann er.

„Ja. Wie sollte ich sie vergessen."

„Allerdings. Ich sagte Ihnen damals, und will es Ihnen wiederholen, wenn Sie es wünschen —"

„Sie brauchen mir nichts zu wiederholen," entgegnete sie fast stolz. „Ihre Unterhaltung war nicht so angenehm, daß ich sie zum zweitenmal hören möchte."

„Soweit wäre also alles in Ordnung," fuhr Bernard fort, während er ein Miniaturbild aus seiner Brieftasche nahm und es fest in der Hand behielt. „Sie zweifeln vielleicht an der Wahrheit dessen, was ich Ihnen damals sagte; ist es nicht so?"

„Vielleicht," antwortete sie und sah unerschrocken zu ihm auf. „Jedenfalls bezweifle ich, daß Sie im stande sind, alle Ihre Behauptungen zu beweisen."

„So?" rief er, die Augenbrauen hochziehend. „Wenn ich Ihnen nun einen Beweis davon brächte, daß der Knabe lebt? Würden Sie den Mut haben, ihm in das Gesicht zu sehen?"

Sie zuckte zusammen und von neuem zog eine Totenblässe über ihre Züge. Bernard hielt ihr das Bild hin. Es war das Porträt eines Kindes mit großen, ernsten Augen und weichem, braunem Haar, das wie aus einem grauen Nebel hervorschaute.

Der Franzose ließ die Finger über die verschwommenen Konturen gleiten und sagte: „Das Original ist genau so in Geheimnis gehüllt wie das Bild; doch bedarf es nur einer geschickten Hand, um die Wolken zu entfernen und das Porträt scharf hervortreten zu lassen; und genau so, Gräfin, kann ich mit dem lebenden Original verfahren und den Nebel zerteilen, der jetzt über dem Dasein von —"

„Warum beschwören Sie solche Phantome herauf, warum wollen Sie mir ein Versprechen abzwingen, das vielleicht nie erfüllt wird, vielleicht niemals möglich ist, erfüllt zu werden? Paul, lassen Sie die Sache ruhen. Der Graf kann noch lange leben. Warten Sie, bis er tot ist, und dann fragen Sie mich wieder."

„Und Ihre Antwort wird sein?"

„Das hängt von Ihnen ab. Halten Sie Ihr Versprechen, so halte ich das meine; mit anderen Worten, wenn mein Sohn die Grafschaft erbt, so wird seine Mutter die Gemahlin Paul Bernards."

Sie erhob sich und wankte, an allen Gliedern bebend, nach der Thür. Er öffnete ihr dieselbe, bevor er sie aber hinausgehen ließ, sagte er: „Der Vertrag ist also geschlossen?"

Und ihre Lippen hauchten eine bebende Zustimmung.

„Gut," fügte er hinzu. „Ich kann warten — jahrelang; aber Gräfin, vergessen Sie nicht, daß der geringste Verrat Ihrerseits für die Aussichten Ihres Knaben bittere Folgen haben würde."

Sie warf ihm einen Blick zu, den er sein Lebtag nicht wieder vergaß. Verachtung, Haß, Empörung, Furcht — das alles lag in dem einen Blick.

Sie ging, um sich zur Tafel anzukleiden — sich in Atlas und Spitzen zu hüllen, Juwelen um Hals und Arme zu legen und in das prächtige Haar zu flechten.

Aeußerlich blieb alles beim Alten; doch der Frieden der Gräfin Branden-Strehling war dahin und ihre Furcht vor dem Franzosen wuchs mehr und mehr.

Bernard nahm nicht teil an der Tafel; er ging in sein Zimmer, um über sein zukünftiges Verhalten nachzudenken und jede Möglichkeit in Betracht zu ziehen. Starb der Graf bald, so war alles gut und schön und Paul Bernards Spiel gewonnen; lebte er aber noch Jahre? — Nun, Paul Bernard konnte warten. Sein Opfer war ihm sicher, und es noch ein wenig quälen ein angenehmer Zeitvertreib. Warum aber sollte der Graf noch Jahre leben? — Warum?

Selbst Paul Bernard zitterte bei dem Gedanken, die bei dem „Warum" in ihm aufstiegen. Es war ein geschickter Mensch und verstand etwas von Chemie, und wußte, daß Leidenden bald zu der weiten Reise verholfen werden konnte, ohne daß dem Helfer Gefahr daraus erwuchs. Doch es war ein erschreckender Gedanke, und der Franzose bebte vor dem Schatten zurück, den er in seinem Innern heraufbeschworen hatte. Er sprang auf und durchmaß eiligen Schrittes das Zimmer, als ob er dem schändlichen Bild entfliehen wollte; und er entkam ihm oder vielmehr stieß es von sich zurück. So schlecht er auch war, dahin war es noch nicht mit ihm gekommen.

8.

Wieder verstrich die Zeit, und zwölf Monate oder mehr noch waren ins Land gezogen.

An einem Regentage gegen Ende November, der Himmel war grau, die Straßen schmutzig, durchlief die Straßen der Residenz ein Knabe, der ein Paket Zeitungen und Journale trug. Er war ärmlich gekleidet und hatte den Regenschirm, wie es schien, mehr zum Schutz für seine Blätter als für seine Person aufgespannt. Vergnügt trottete er durch Schmutz und Regen dahin, als ihn plötzlich eine krächzende Stimme, die mit ihrem Singen den Lärm der vorüberfahrenden Wagen und Karren zu übertönen suchte, veranlaßte, stehen zu bleiben und zu horchen. Bald war das Lied zu Ende, und während die Sängerin sich nach allen Seiten wendete, um für die ihr zugeworfenen Kupfermünzen zu danken, fiel ihr Blick auch auf den kleinen Zeitungsträger.

„Was sehe ich, Edelwolf!" rief sie überrascht.

„Kathinka!" rief nun seinerseits der Knabe, seine alte Bekannte sofort erkennend.

„Wie groß Du geworden bist," meinte sie mit einem Verziehen ihrer Gesichtsmuskeln, das ein Lächeln bedeuten sollte; was treibst Du denn?"

„Ich bin bei einem hiesigen Buchhändler."

„I, was Du sagst," kicherte Kathinka ungläubig.

„Ich bin schon über ein Jahr hier," fuhr Edelwolf fort.

Kathinka fing an, ihm zu glauben. Er sprach anders als früher, seine Stimme klang gebildeter, sein Haar war geschnitten und gekämmt, sein Gesicht sauber gewaschen.

„Hast Du Deinen Vater gefunden?" fragte sie.

Der Knabe nickte und fragte, wo sie sich aufhielte.

„In der P . . . . gasse," lautete die Antwort.

„Was macht die Großmutter?" fragte Edelwolf weiter.

„Sie lebt noch immer und ist frisch und gesund, die alte Klapperschlange," sagte Kathinka verächtlich.

„Ich werde sie besuchen," erklärte der Kleine.

„So komm' mit," sagte Kathinka, und Seite an Seite schritten die beiden die Straße entlang. Der Knabe fragte mit lebhaftem Interesse nach all seinen alten Freunden und sehnsüchtig wendete sich sein Herz nach den Sommertagen seiner früheren Kindheit zurück, als duftende Landluft seine Stirn umwehte und das Rauschen der Zweige ihn in den Schlummer wiegte und die Bienen ihn umsummten, die Schmetterlinge ihn umflatterten, und die Sommerbrise durch das reifende Korn strich, daß es wogte.

Einen Moment dachte er an seine Pflicht, die ihm gebot, die Zeitungen abzuliefern, doch nur einen Moment; der Wunsch, die Großmutter wiederzusehen, war größer als Pflichtgefühl und alle besseren Mahnungen in seinem Innern zerstoben im Winde.

Die Großmutter wohnte in dem verrufensten Winkel der Stadt, wo Hunger, Schmutz und Trägheit von jeder Schwelle starrte.

Kathinka blieb vor einem Hause stehen, dessen unsaubere Fenster mit alten Lumpen verhängt waren; sie stieß die Thüre auf und ging die gebrechlichen Stiegen hinan, höher, immer höher, bis sie unter das Dach gelangt war. Hier, in einem der Zimmer, befanden sich mehrere Personen, und vor dem Herd auf einem niedrigen Schemel saß eine Gestalt, wie eine alte Hexe, das war die Großmutter, und dicht an sie herantretend, legte Edelwolf die Hand auf ihre wollene Jacke und sagte: „Großmutter!"

„Eh," rief sie, den Kopf wendend und den Knaben sofort erkennend; „der Himmel sei meiner armen Seele gnädig, Wolf! Ich habe sieben Nächte hinter einander von Dir geträumt. Du wirst ein großer Mann werden, Kind, so wahr, wie Du vor mir stehst."

Die Alte glaubte fest an ihren Seherblick. Sie hatte Edelwolf stets gern gehabt, prophezeite ihm gern Gutes und zog ihn nun fest an sich und drückte ihre welken Lippen auf seine frische, runde Backe. „Was macht Deine Mutter, Wolf?" fragte sie.

„Sie starb noch an demselben Tage, an dem ihr fortzogt," lautete die Antwort.

„Ich wußte es, daß ihre Zeit gekommen war," krächzte die Alte, „sie hätte nicht mit uns aufbrechen können. Wie starb sie?"

Edelwolf teilte es ihr mit; auch von dem französischen Hofmeister erzählte er ihr und wie dieser ihn nach der Residenz gebracht habe und ihn zuweilen besuche und ihm seine alten Kleider schicke, damit diese für ihn, Edelwolf, zurecht gemacht werden, „und," schloß er, „ich glaube, er ist mein Vater."

Die Alte machte eine krause Stirn und zog das Gesicht so zusammen, daß ihre gebogene Nase beinahe das Kinn berührte; das weiße Haar hing ihr über die listigen schwarzen Augen, und auf ihren verwitterten Zügen prägte sich das Bewußtsein ihrer Kunst aus. Sie nickte dreimal mit dem Kopfe, während sie in dem singenden Tonfall ihres Stammes ausrief: „Du bist eines viel höher stehenden Mannes Sohn; und wenn Du heute stürbest, würde ein ganz anderer Name auf Deinem Sarge stehen, als der seine. Doch er kennt Dein Geheimnis; also sei auf Deiner Hut! Er weiß, wer Du bist, und was Du sein könntest, und er behält alles für sich und läßt Dich als sein eigen aufwachsen, damit Du seinen Zwecken dienst."

Nachdem sie so gesprochen, sank sie wieder in ihr früheres Schweigen und ihre hockende Stellung und starrte in das Feuer, als ob sie in den verglimmenden Funken die wunderbarste Zukunft läse.

„Sage mir eins, Großmutter," hob Edelwolf nach einer Weile an, „weißt Du, wer mein Vater ist?"

„Ich kann Dir nichts weiter sagen," antwortete die Alte, „frage den Franzosen, er weiß mehr als ich, frage ihn."

Darauf preßte sie die Lippen fest zusammen, zog das unsaubere Umschlagetuch über den Kopf und kreuzte die Arme — alles unfehlbare Zeichen, daß sie kein Wort weiter sagen würde.

Edelwolf ließ das Thema deshalb fallen und sprach mit ihr von seinen alten Freunden, Genossen, und dabei erwärmte sich sein Herz von neuem für das einstige Leben.

„Ich wünschte, ich könnte im Sommer wieder einmal mit euch umherziehen, Großmutter," sagte er; „ich könnte dann all die Plätze zeichnen, an denen wir rasten; ich kann jetzt sehr gut zeichnen."

„So?" murmelte die Zigeunerin. „Zeichnen nützt nicht viel, Wolf, Du könntest Besseres thun als das."

„Es giebt nichts Besseres," erwiderte der Knabe und seine Begeisterung für die Kunst leuchtete ihm aus den ernsten Augen. „Großmutter, ich will lieber ein großer Maler als ein großer Herr sein. Ach, Großmutter, wenn Du die Bilder alle gesehen hättest, die ich gesehen habe! Warst Du einmal in der großen Bildergalerie? Es darf ein jeder unentgeltlich hinein.

Die Antwort der Alten war ein wildes, rohes Auflachen.

„Trage ich seidene Kleider?" rief sie. „Schlafe ich in weißbezogenen Betten? Wasche ich mich jeden Morgen in einem Por-



Weinrestaurant „Bella Vista“ mit Hängebrücke und Hauptthalle. (Mit Text.)

zeuanbecken? Habe ich eine Zofe, die mir das Haar kämmt? Und ein Sofa, auf das ich mich strecke, wenn ich müde bin? Du bist jetzt ein feiner Mensch geworden, Wolf,“ fuhr sie sarkastisch fort, denn des Knaben wunderbare Frage hatte ihr Blut in Wallung gebracht, Du freilich kannst Dich an so großartigen Orten zeigen.“

„Ich wünschte, ich wäre es,“ entgegnete der Knabe traurig und die letzten Worte überhörend, während er mit der Hand seine Taschen durchsuchte. Sein geringer Vorrat an Geld belief sich auf drei Mark und zwanzig Pfennige, mehr nicht, denn alles, was er nicht zum Nötigsten brauchte, wurde für Papier, Farben und Pinsel verausgabt. „Großmutter,“ setzte er hinzu und hielt ihr das Geld hin, „hier ist etwas für Dich, hier sind drei Mark.“

„Ich will zwei davon nehmen,“ meinte die Alte mit einem gierigen Blick nach der dritten, weil ich gerade schlimm daran bin, mehr aber nicht.“

„Ich möchte auch einmal auf Deine Gesundheit trinken, Wolf,“ sagte Kathinka, „es ist kalt, Wolf.“

„Den Rest behältst Du für Dich selbst!“ rief die Großmutter, Kathinka ärgerlich beiseite schiebend; doch Edelwolf ließ unbemerkt ein paar Münzen in ihre Hand gleiten, worauf er sich zum Gehen wendete.

„Ich bleibe noch drei Monate hier,“ sagte die Alte; „das Wahrsagen bringt mir genug ein, um davon zu leben. Du wirst mich wieder besuchen, nicht wahr, Wolf?“

Der Knabe versprach es und wollte eben das Zimmer verlassen, als der Mann, der in einem Winkel des Zimmers auf ein paar Lumpen ausgestreckt lag, plötzlich aufsprang und sich Edelwolf näherte. Es war Ziska, der Sohn der Alten, der häßlicher, unsauberer und wilder aussah, als je.

„So habe ich Dich denn endlich!“ schrie er und stierte Edelwolf an; „ich habe lange darauf gewartet, jetzt ist der Zeitpunkt gekommen. Du hast mir einst einen schändlichen Streich gespielt und ich vergesse dergleichen nicht. Du hast mir damals die Uhr des Schuljungen genommen und ich habe es mir geschworen, daß ich Dir zahlen wolle, was ich Dir dafür schulde und zwar mit Zinsen.“

Schon hatte er die eisenfeste Faust zum Schlage erhoben, doch Edelwolf hatte es in den Straßen der Stadt gelernt, sich zu verteidigen, und anstatt vor dem wütenden Goliath zu Kreuze zu kriechen, legte der kleine David seine Zeitungen nieder und trat ihm in verteidigender Haltung gegenüber. Des Knaben unerschrockenes Auftreten schien Ziskas Absichten für den Augenblick zu ändern, denn er ließ den Arm wieder sinken und wendete sich dem Stoß Zeitungen zu, der auf der Diele lag, und machte sich wütend daran, die Blätter in Stücke zu zerreißen. Es wäre nutzlos gewesen, ihn an seinem Zerstörungswerk hindern zu wollen, es würde seine Wut noch gesteigert haben, und so sah Edelwolf dem rohen Gebaren ruhig zu.

Doch nicht lange, denn in seinem Innern bäumte sich alles gegen Ziska auf; seine leidenschaftliche Natur vermochte nicht länger mehr an sich zu halten, er gab dem Zigeuner einen heftigen Schlag ins Gesicht und wie glühende Funken kamen in der Zigeunersprache ein paar rohe Flüche von seinen Lippen. — Eine Sekunde lang sah Ziska seinen schwachen Gegner ingrimmig an und im nächsten Moment lag Edelwolf bewußtlos auf der schmutzigen Diele.

Ziska war nahe daran, den Knaben noch mehr zu mißhandeln, die Frauen jedoch hielten ihn davon zurück, hoben Edelwolf auf das Bett und legten ihm ein nasses Tuch auf den Kopf; doch er lag so bleich, so still und leblos da, daß Kathinka, in der Furcht, er sei tot, nach dem Arzte lief, während Ziska sich, so schnell er konnte, aus dem Staube machte.

Es währte nicht lange, so erschien der Arzt, der sich glücklicherweise gerade in der Apotheke befand, in welche Kathinka nach Hilfe geeilt war. Der Doktor Lehnhard folgte ihr auf dem Fuße. Er war ein gutmütiger Mann und schaute voll Mitleid auf den armen kleinen Burschen nieder, der bewußtlos vor ihm lag.

„Was ist mit ihm vorgegangen?“ fragte er streng, indem er den Blick argwöhnisch über das Zimmer und dessen Inhaber gleiten ließ.

Man berichtete es ihm und schweigend hörte er zu, innerlich seine Schlüsse ziehend, da er bald erkannte, zwischen was für Leute er geraten war. „Macht das Fenster auf,“ rief er, Edelwolfs Puls fühlend, „die geschlossene Luft erstickt ihn. Habt Ihr Rum?“

„Habe ich Champagner und Austern?“ krächzte die Alte. „Für ein so armes Geschöpf, wie ich bin, ist Rum viel zu teuer; aber hier ist etwas, das vielleicht dieselben Dienste thut.“

Damit humpelte sie nach einem Wandschrank und holte daraus eine Flasche voll farbloser Flüssigkeit hervor.



Weinhütte im Thal, in den Stadtgraben hineingebaut. (Mit Text.)

„Ein Glas und etwas Wasser," sagte der Arzt, indem er die Flasche entkorkte und sich überzeugte, daß sich Kornbranntwein darin befand.

„Trink das," gebot Doktor Lehnhard, als Edelwolf durch die zum Fenster hereindringende feuchte Luft wieder belebt, fragend umschaute.



Wo sind die Mädchen? Nach dem Gemälde von Th. van der Beek. (Mit Text.)
(Photographieverlag der Photographischen Union München.)

Die Alte reichte ihm eine Tasse, da sich ihr Hausrat keines Glases rühmen konnte.

„Wie fühlst Du Dich?"
„Schlecht," antwortete der Knabe matt. „Der Kopf schmerzt

mich und es ist alles so verschwommen.“ Er versuchte, sich aufzurichten, aber die Stube drehte sich mit ihm im Kreise herum und er würde wieder umgefallen sein, wenn die Alte ihn nicht in ihren Armen aufgefangen hätte.

„Halte Dich ganz ruhig, mein Junge,“ sagte der Doktor, „und trinke noch einmal davon.“

Edelwolf gehorchte und leerte die Tasse. Es währte auch nicht lange, so kehrte ein leichtes Rot in seine Wangen zurück, zugleich die Erinnerung an alles eben Geschehene und der rege Wunsch, sich an Ziska zu rächen.

„Er ist ein Unmensch,“ rief er, „er war es von jeher! Aber er soll es büßen, so wahr ich lebe. Er hat mir meine Bücher und Zeitungen zerrissen und dafür soll er hinter Schloß und Riegel kommen. Ich werde ihm die Polizei auf den Hals schicken und vor Gericht mit eigenem Munde gegen ihn zeugen.“

Die Alte stieß einen langen, wilden, durchdringenden Schrei aus, daß selbst Doktor Lehnhard, der solchen Scenen nicht zum erstenmale beiwohnte, sie entsetzt ansah.

„Um des Himmels willen,“ rief er, „hört auf mit diesem Höllenlärm! Das Kind schwebt zwischen Tod und Leben! Die geringste Aufregung kann verhängnisvoll werden!“

Die Alte aber achtete seiner Worte nicht.

„Wenn Du das thust,“ schrie sie, während sie Edelwolf mit der geballten Faust drohte, „dann fluche ich Dir mit meinem schwärzesten Fluche. Unglück soll Dir folgen, wohin Du auch gehest; Sorgen Deinen Pfad bedecken, bei jedem Schritt sich an Deine Sohlen heften und in Jahren, wenn Dein Herz gewählt hat und Du die Geliebte an Dich preßt, dann sollst Du aufschreien, wie ich jetzt eben, denn sie wird kalt und immer kälter werden, bis Du nur noch einen widerlichen Leichnam in Deinen Armen hältst; Du sollst —“

Sie brach plötzlich ab und heftete den Blick wild auf den Knaben, dessen Gesicht vor Aufregung scharlachrot geworden war und dessen Augen sie voll Entsetzen anstarrten, als ob sie bäten, ihn zu schonen. Er hatte einst fest daran geglaubt, daß der Alten Flüche eine furchtbare Macht besäßen und der noch nicht ganz in ihm erloschene Glaube erwachte plötzlich mit erneuter Gewalt.

„Es muß so kommen,“ fuhr sie ruhiger, beinahe bedauernd fort, denn sie liebte den Knaben, wenn auch lange nicht in dem Grade, wie ihren Ziska; „es kann nicht anders kommen, weil ich es gesagt habe.“

Edelwolf raffte sich auf, wankte auf sie zu und sank zum zweitenmale ohnmächtig zu Boden. Fast gleichzeitig kamen schwere Männertritte die Treppe herauf.

„Das ist Ziska,“ flüsterte Kathinka angstvoll dem Arzte zu, „er wird den Knaben töten, wenn er hereinkommt und hört, „daß er ihn auf der Polizei anzeigen will und sie,“ — dabei deutete sie nach der Alten — „wird ihm helfen. Ziska ist ihr Sohn und Augapfel. Bringen Sie das Kind fort von hier, der kleine Bursche ist nicht schwer, Sie können ihn tragen. Zögern Sie nicht, es ist kein Moment zu verlieren.“

Die schweren Tritte kamen immer näher. Kathinka warf Doktor Lehnhard einen verzweifelten Blick zu, der aber hatte den Knaben bereits sicher auf seiner Schulter und war zur Thüre hinaus und zur Treppe hinunter, bevor Ziska, der jetzt vor dem Zimmer angelangt war, Zeit hatte, zu begreifen, was vorging. Als der Doktor mit seiner Bürde auf die Straße hinaustrat, fuhr eben eine leere Droschke vorüber; er rief den Kutscher an und stieg ein.

„Wohin?“ fragte der Kutscher.

In einem ruhigeren Moment würde Doktor Lehnhard jedenfalls das nächstgelegene Hospital genannt haben, doch in seiner Aufregung über die dem Knaben drohende Gefahr nannte er seine eigene Wohnung nebst der Mahnung, so schnell wie möglich zu fahren.

Es geschehen oft wunderbare Dinge in der Welt, und der Zufall fügt der Menschen Schicksal oft seltsam. So war es auch hier. Edelwolfs Zusammentreffen mit Doktor Lehnhard sollte von weittragendsten Folgen sein, und seinem Leben eine ganz neue Richtung geben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine kombinierte Rundreise.

Humoreske von Carl Zastrow. (Nachdr. verb.)

Kaum gab es irgendwo ein glücklicheres Ehepaar, als den Registrator Hell und seine Gattin Emmy. Sie waren seit drei Jahren verheiratet und scherzten oft, daß sie noch immer Brautleute wären. Sein Gehalt war dürftig. Die Versicherungs-Gesellschaft, bei welcher er angestellt war, zahlte nur zwölfhundert Mark jährlich, allein Emmy führte das Hauswesen mit musterhafter Sorgfalt, und so kamen sie durch, ohne Schulden zu machen. — Ihre kleine Wohnung lag in der Vorstadt. Aus den vorderen Fenstern blickten sie in herrliche Parkanlagen, während hinterwärts das Auge weite Umschau halten konnte über die Firste und Türme der Residenz.

Es war ein prächtiger Abend im Mai. Die junge Frau war mit Nähen beschäftigt am offenen Fenster und warf von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf den Gatten, der angelegentlich auf eine Landkarte blickte, die kreuz und quer von blauen Strichen durchfurcht war und schwarze Kreise von verschiedener Größe aufwies. Zuweilen machte er eine Notiz auf ein Blatt Papier und rechnete eifrig. „Es geht, Emmy!“ rief er plötzlich aufspringend, „es geht wunderbar. Für achtzig Mark machen wir die schönste Rundreise von der Welt.“

„Ich kann Dir nicht sagen, Otto, wie ich mich darauf freue!“

„Also zunächst nach Dresden, dann durch die sächsische Schweiz nach Tetschen. Von da nach Zittau, und von Zittau über Görlitz zurück nach Berlin.“

„O, wie herrlich!“ jubelte sie. „Eine so entzückende Reise! Dresden mit seinen Kunstschätzen, Schandau, die Abtei, der Liebethaler Grund, Görlitz mit der „Landeskrone“! —

„Ja, und das grüne Gewölbe und die Gemäldegalerie in Dresden, die seltsamen Felsengebilde der Schweiz, die lieblichen Thäler der Lausitz und vieles andere Sehenswerte.“

In dieser Weise fuhren sie mit der Ausmalung der „kombinierten Rundreise fort und waren über die Maßen glücklich. Nie war ihnen die sinkende Sonne, deren rötliche Streiflichter längs der Wand hinspielten, schöner erschienen, nie frischer und zarter das junge Grün des Parkes. — Seitwärts in der Wiege schlummerte ein reizender Knabe, auf dessen rosigem Antlitz das Abendgold in leichten Kringeln zitterte. Er lächelte im Schlaf.

„Sieh, Otto,“ meinte Emmy, „die Engel machen mit Fritzchen auch eine Rundreise. Ihre zarten Flügel streifen sein Gesicht. Das freut ihn. Nehmen wir Fritzchen mit?“

„Nein, Kind! Das dürfte denn doch seine Schwierigkeiten haben. Für so zarte Passagiere sind die Rundreisen nicht geeignet. Unser Kind wird bei Deiner Mama besser aufgehoben sein.“

So stand denn an einem schönen Junimorgen unser Pärchen zur Reise gerüstet auf dem Bahnsteig, wo der Zug bereits zur Abfahrt bereit stand. Alle Coupés waren besetzt; doch fand man schließlich Platz, wenn auch nicht am Fenster, wie Emmy gehofft hatte.

Die Mehrzahl der Herren, welche den Wagenraum einnahmen, rauchten, und wenn auch das Fenster offen war, so versperrten die Rauchwolken doch die Aussicht, was Emmy sehr verstimmte.

Erst als im Verlaufe der Fahrt einige Reisende ausstiegen, wurde es besser, und in einigermaßen erträglicher Stimmung traf das Ehepaar in der sächsischen Hauptstadt ein. Nachdem man die Museen und die Brühl'sche Terrasse besucht, auch bei Helbig ein Mahl eingenommen hatte, ging es weiter, hinein in die von Silberflüßchen durchschlängelten Thäler und die eigenartig geformten Sandsteinfelsen der sächsischen Schweiz.

Hier war es am vierten Tage ihrer Reise vor dem Gasthause auf dem sog. Prebischthor, wo sie eine kurze Rast hielten und bewundernd zu dem gewaltigen Felsportal emporschauten, das die Natur in absonderlicher Schöpfungslaune gebaut zu haben schien, als ein junger Mann sich zu ihnen gesellte, dessen Kleidung und Haltung den „Touristen von Fach“ verriet. Wie dies unter solchen Verhältnissen zu geschehen pflegt, teilte man sich gegenseitig mit, was alles man sich angesehen hatte.

„Waren Sie denn nicht auch auf dem Königstein?“ fragte der Jüngling.

Otto verneinte, und Emmy fügte hinzu, daß sie ihn vom Lilienstein aus sehr gut hätten wahrnehmen können.

„Was? Sie waren nicht auf dem Königstein?“ fuhr da der Schnellsegler empor. „Den Glanzpunkt der sächsischen Schweiz haben Sie unberücksichtigt gelassen? Sie haben den berühmten Johannissaal nicht gesehen, worin ein Wagen mit acht Pferden bequem umwenden kann? Und das historische Pagenbett nicht, in welchem Pipin der Kleine gestorben ist? Sie haben die Stelle nicht gesehen, wo vor hundert Jahren ein Schornsteinfeger hinaufgeklettert ist, um seinen Posten stehenden Bruder zu besuchen? Jene Stelle, an welcher noch heut die Hautfetzen kleben? Und nicht einen Schluck Wasser bekommen aus dem Brunnen, der zwölftausend Fuß tief in den Felsen gehauen ist? Zwölftausend Fuß tief in den Felsen gehauen!“

„Siehst Du, Otto?“ Da haben wir's!“ klagte Emmy; „da klettern wir im Schweiße unseres Angesichts auf alle Berge, und das, was eigentlich des Kletterns wert ist, lassen wir links liegen. Ist das nicht dumm?“

„Das ist's freilich,“ bestätigte Otto, „aber nun ist's zu spät. Wollten wir das Versäumte nachholen, so würde das die Reise erheblich verteuern, und an Zeit fehlt's auch.“

„An Zeit fehlt's auch,“ nickte der Tourist, indem er sich mit spöttischem Lächeln erhob, „an Zeit, den schönsten Aussichtspunkt der sächsischen Schweiz wahrzunehmen, die interessanteste Bergveste Europas, vielleicht der ganzen Welt sich anzusehen. Nun, wem nicht zu raten, dem ist auch nicht zu helfen. Empfehle mich.“

Damit schritt er stolz von dannen, unser Pärchen in leicht erklärlicher Verstimmung zurücklassend. In die Reisefreuden war ein Schatten gefallen. Nun hatte man so bedeutende Opfer an Zeit, Geld und Mühe gebracht und doch das Beste links liegen lassen. Ihre Einbildungskraft schraubte die vernachlässigte Bergveste zum Ideal aller Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten empor, und unwillkürlich legten sie bei Beurteilung ferner Landschafts-Gemälde diesen idealen Maßstab zu Grunde und fühlten sich dann nicht befriedigt. Blickten sie von einer Höhe ins Thal, so hieß es: „Wie schön müßte das alles erst sich vom Königstein aus machen!“ Besichtigten sie ein altes Schloß, so war das alles nichts gegen die Schätze, welche der Königstein enthielt u. s. w.

Bei alledem hatte doch die reizende Umgebung des böhmischen Städtchens Tetschen, die man beim herrlichsten Wetter abgestreift hatte, versöhnend auf ihre Stimmung eingewirkt, und von neuen Hoffnungen erfüllt, sahen sie im Wartesalon dem Zuge entgegen, der sie nach Warnsdorf führen sollte.

Wiederum hatten Reisegefährten in ihrer Nähe Platz genommen, unter andern auch ein Herr in mittleren Jahren und zwei junge, einander ähnelnde Damen, mit denen Emmy bald ins Gespräch kam. In letzteres wurden demnächst auch die Herren gezogen, und selbstverständlich sprach man von dem, was man kennen gelernt hatte. — Die beiden fremden Damen lächelten ein wenig geringschätzig ob der Fußwanderungen des jungen Ehepaares, und das war natürlich. Die Fremden schienen reiche Leute und konnten sich der für's Bergsteigen erforderlichen Maultiere bedienen. Sie hatten demnach gerade noch einmal so viele Punkte genommen als Emmy, und diese fühlte sich durch das Uebergewicht der Fremden in gedrückter Stimmung.

Plötzlich aber kam ihr ein Gedanke. Die Herrschaften waren überall gewesen, wohin sie selbst mit ihrem Gatten den Fuß gesetzt hatte. Nur des „Königsteins“ hatten sie mit keiner Silbe gedacht. Sollte hier nicht ein Trumpf auszuspielen sein?

„Waren Sie denn nicht auf dem Königstein?“ fragte sie jetzt mit der Miene einer Gouvernante, die einen Backfisch belehren will.

Die Fremden verneinten. Militärische Reisestudien machten sie nicht. Das sei etwas für Generalstabs-Offiziere. Im Vorüberfahren hätten sie „das Ding“ sich übrigens ziemlich genau betrachtet.

„Was?“ schnellte Emmy jetzt empor, „Sie haben den Königstein unbesichtigt gelassen, die interessanteste Bergfestung Europas, vielleicht der ganzen Welt? Den berühmten Johannissaal haben Sie nicht gesehen, worin ein Wagen mit zehn Pferden bequem umwenden kann? Das ebenso berühmte Pagenbett nicht, in welchem der kleine Pipin gestorben ist? Und die historische Stelle nicht, wo ein Schornsteinfeger hinaufgeklettert war, um seinen Bruder zu besuchen, der auf Posten stand, und wo man noch heutigen Tages die Spuren sieht? O, o! Was haben Sie alles auf Ihren Parforce-Touren versäumt! Nicht zu gedenken des kolossalen Brunnens da oben, der zwölftausend Fuß tief in den Felsen gehauen ist.“

Das homerische Gelächter, in welches die Gegenpartei ausbrach, sagte Emmy, daß sie sich eine Blöße gegeben habe. Sie errötete bis an die Stirne und blickte wie um Hilfe flehend auf Otto, dem auch sogleich ein ehrenrettender Gedanke kam.

„Sie dürfen mit meiner kleinen Frau nicht allzu streng verfahren,“ sagte er, vornehm lächelnd, „als Tochter eines Stabsoffiziers hat sie nun einmal eine Vorliebe für militärische Einrichtungen und mag, von ihrer reichen Phantasie verführt, wohl auch manches anders ansehen, als es praktisch veranlagte Leute zu thun pflegen. Emmy,“ wandte er sich zu dieser, „unterhalte Dich mit den Herrschaften einen Augenblick! Ich will nur noch schnell in die Wechslerstube gehen, um für hundert Mark österreichisches und italienisches Geld einzuwechseln. Reisen nämlich über Wien, Salzburg, Verona nach Neapel,“ fügte er erläuternd gegen die Fremden hinzu, „da heißts, sich vorsehen.“

„Gut, gut!“ nickte Emmy gleichmütig. „Geh nur, ich steige unterdes ein.“ Otto begab sich in der That zum Wechsler. Kaum war er hinaus, als der Portier eintrat und zum Zuge abrief. Angelegentlich lauschte sie auf die Stationsnamen. Hatte er nicht auch Warnsdorf gerufen? Der fremde Dialekt klang dem deutschen Ohr etwas ungewohnt. Indessen man konnte draußen fragen. Vor allen Dingen nur fort von diesen spöttisch dreinblickenden Reisegefährten! So verneigte sie sich denn graziös und schritt mit der Haltung einer Fürstin hinaus. „Wo hält der Zug nach Warnsdorf?“ fragte sie den Portier.

„Dort, Mittelperron rechts!“ rief der Beamte, welcher gleichzeitig von einem Herrn um Auskunft angegangen wurde. „Der Zug geht in einer Minute.“

Emmy drängte sich durch die auf dem Bahnsteig durcheinander schwirrende Flut der Reisenden, erreichte glücklich den Zug und stieg ein, froh, einen Platz am Fenster zu erhalten, von wo aus sie den Bahnsteig übersehen und Otto sogleich zurufen konnte, falls er in Sicht käme. — Ein peinlicher Gedanke durchzuckte sie. In der Vorerinnerung, in welche das eben Erlebte sie versetzte, hatte sie die sonst stets geübte Vorsicht, den Schaffner vorher zu fragen, außer acht gelassen. Hielt der Zug auch wirklich in Warnsdorf? Sie wandte sich dem Innern des Coupés zu und erblickte nur zwei Herren, die englisch mit einander redeten. Wenn doch um alles in der Welt nur Otto käme! Sie blickte nach dem Schaffner aus, um zu fragen.

Schon läutete es zur Abfahrt. Die letzten Coupéthüren flogen in die Schlösser. „Um alles nur schnell hinaus!“ war ihr einziger Gedanke. Zu spät. Der Zug war in Bewegung und sauste pfeilschnell zum Bahnhofe hinaus. Nur auf einen flüchtigen Moment sah sie noch das angsterfüllte Gesicht ihres Gatten, der eine Bewegung machte, dem Zuge nachzustürzen. Zum offenen Fenster herein lugte das wettergebräunte Antlitz des Kondukteurs. „Die Fahrkarten, meine Herrschaften!“

Von düsterer Ahnung erfüllt, reichte Emmy ihr Couponheft hin. Der Beamte blätterte ein wenig darin und schüttelte den Kopf: „Das ist nicht richtig, meine Dame!“

„Ich weiß, ich bin in einen falschen Zug gestiegen. Können Sie nicht halten lassen?“

„Bedaure, steht nicht in meiner Macht. Es ist der Schnellzug, der nach Wien geht, und der hält vor dreiviertel Stunden nicht.“

Damit verschwand er.

„Nach Wien—Salzburg—Verona —“ tönte es spöttisch in ihrem Innern. Man soll den Schicksalsdämon nicht an die Wand malen!

In gleicher Weise ratlos stand Otto auf dem Perron des Bahnhofes in Tetschen.

„Beruhigen Sie sich,“ tröstete ihn der Stationschef. „Bei uns geht nichts verloren. Wenn Ihre Frau Gemahlin in Außig den nächsten Zug zur Rückfahrt benutzt, kann sie nachmittags gegen fünf Uhr wieder hier eintreffen, und Sie können heute abend noch nach Warnsdorf kommen.“

Aufs tiefste verstimmt kehrte Otto in den Wartesaal zurück. Ein verlorener Tag lag vor ihm. Nach kurzem Besinnen entschloß er sich zu einem Spaziergang in die reizende Umgebung des Ortes, allein ohne die Gattin erschien ihm alles farblos und traurig und müde des zwecklosen Umherirrens traf er gegen Mittag wieder in der Bahnhof-Restauration ein.

Er nahm auf einer Bank Platz und starrte gleichgültig in das bunte Treiben der Reisenden, die unausgesetzt kamen und gingen. In dem drückenden Sichfremdfühlen, das uns häufig in der Einsamkeit an fremden Orten überkommt, wurde die Zeit ihm doppelt lang. Beim Eintreffen jedes neuen Zuges stürzte er hinaus in der unbestimmten Hoffnung, die Gattin unter den aussteigenden Damen zu erblicken, aber stets kehrte er getäuscht auf seinen Platz zurück.

Er dachte eben daran, sich ein kleines Mahl zu bestellen, als es ihm inmitten des Stimmengewirrs plötzlich war, als höre er im fragenden Tone seinen Namen nennen. Er horchte auf. Es war keine Täuschung. „Registrator Otto Hell aus Berlin!“ Der es rief, war ein Beamter mit einem Papier in der Hand.

„Ein Telegramm,“ zuckte es ihm durch den Sinn; „von wem anders kann es sein als von Emmy? Hier!“ rief er, das Papier entgegennehmend.

Hastig entfaltete er es und las zu seiner Bestürzung: „Hirschberg i. S. Nach hier verschlagen. Kann nicht rück-, nicht vorwärts. Erwarte Dich mit dem nächsten Zuge. Wenn nicht, dann Geld, damit ich nach dort komme. Emmy.“

Das fehlte noch gerade, um das Maß des Unglücks voll zu machen. „Hirschberg. Ich bin nach hier verschlagen! Schick Geld oder komme!“ O diese unselige Rundreise! Er lachte bitter und wiederholte in grausamer Selbstverspottung immerzu: „Ich bin nach hier verschlagen. Kann nicht rück- nicht vorwärts“ u. s. w. Nach kurzem Studium der Eisenbahnkarte kam er zu der Ansicht, daß Emmy in der Absicht, den Reiseplan innezuhalten, auf der nächsten Uebergangsstation ausgestiegen und mit dem nach Nordwesten gehenden Zuge weitergefahren sein müsse.

So war sie über Böhmisch-Leipa nach Zittau gekommen, wohin sie ja so wie so wollten. Anstatt aber ihn hier zu erwarten, war sie versehentlich nach Görlitz und von da nach Hirschberg weiter gesegelt und saß nun hier fest.

Der nächste Zug nach Görlitz über Löbau ging in einer halben Stunde. Schnell entschlossen trat er an den Schalter, um die für Löbau erforderliche Zusatzkarte zu lösen.

Der Expedient reichte sie ihm, den Betrag dabei nennend.

Otto griff in die Tasche, um sein Pertemonnaie zu ziehen. Er griff in eine zweite, in eine dritte Tasche. Ein jäher Schreck durchfuhr ihn. Das Portemonnaie war verschwunden. „Ich hatte es noch vor wenigen Minuten,“ sagte er, bestürzt in das Antlitz des Billetverkäufers blickend. Dieser zuckte kaltblütig die Schultern und legte die Fahrkarte wieder an ihren Platz. Ratlos blickte der unglückliche Passagier um sich.

(Schluß folgt.)



Die allgemeine Gartenbau-Ausstellung in Hamburg wurde am 1. Mai d. J. eröffnet und erfreute sich trotz des schlechten Wetters gleich am ersten Tage eines starken Besuches. Galt es doch dem Beginn eines Unternehmens, das alle bisherigen Veranstaltungen gleicher Art weit überragt. Eine Riesenarbeit ist geleistet worden, und die Männer, die sich ihr unterzogen haben, verdienen warmen Dank und hohe Anerkennung. Wenn sich dieses prächtige Stück Erde, welches der Ausstellung angewiesen worden ist, auch ganz vorzüglich zu seinem Zweck eignet, so haben doch Gärtner, Künstler, Ingenieure u. s. w. ein ganz bedeutendes Können entwickelt und ein Ganzes geschaffen, das bewunderungswürdig ist. Natürlich konnte vom gärtnerischen Teil nur die Frühjahrsausstellung in der Haupthalle und den permanenten Hallen vollendet sein, alle übrigen Sonderausstellungen und die Dauerausstellung im Freien und in den dafür errichteten Hallen konnten erst nach und nach folgen, je nachdem die Jahreszeit fortgeschritten. Dabei handelt es sich aber stets nur um einen Wechsel einzelner Erscheinungen und Formen innerhalb des großen künstlerischen Landschaftsbildes, das mit jedem neuen Blumenschmuck, wie ihn die Zeit in ihrem Fortschreiten bietet, neue Reize gewinnt. — Wir geben heute die wichtigsten Bauwerke im Bilde wieder. Wenn man das Ausstellungsgelände durch den Haupteingang am Holstenplatz betritt, so wird zunächst ein großer, freier Platz dem Auge sichtbar. Prächtige Beete sind hier angelegt und schöne Gebäude errichtet. Rechter Hand liegen die Wandelhallen, deren blühende Ausstellungsobjekte einen schier betäubenden Duft ausströmen; durch Blumenbeete und Rasenflächen von diesen Wandelhallen getrennt, erstreckt sich ein Promenadengang, an dessen Enden sich je ein Musikpavillon befindet, und der, mit Leinen überspannt, auch bei Regenwetter dem Publikum die Möglichkeit zum Lustwandeln gewährt. Durch diesen Promenadenweg gelangt man nach dem Café Felber, einem gefälligen, mit Terrassen versehenen Bau im Barockstil. An der andern Seite dieses Gebäudes finden die Wandelhallen ihre Fortsetzung, wenn auch einmal von dem Hauptrestaurant unterbrochen zu werden. Auf der andern Seite des Weges, der von den schönsten Blumenbeeten flankiert wird, liegt das Weinrestaurant Bella Vista, ebenfalls im Barockstil gehalten. Das Aeußere des Hauptausstellungsgebäudes ist in deutscher Renaissance gehalten, das Innere dagegen in romanischem Stil. Mit ihrem üppigen Blüten- und Pflanzenschmuck gewähren diese Räume, besonders wenn sie am Abend vom strahlenden Lichte durchflutet sind, einen feenhaften Anblick. Einen Teil dieser Haupthalle giebt unsere Abbildung wieder. Wenn man das Hauptausstellungsgebäude verläßt, schreitet man auf eine Kettenbrücke zu, die über den früheren Stadtgraben gespannt ist. Eine Wasserrutschbahn läßt die auf Rädern ruhenden Boote auf abschüssiger Holzbahn hinunterschießen. Ueber die Kettenbrücke gelangen wir nach dem „Treibhaus", einer humorvoll ausgestatteten Wirtschaft. Dann links abbiegend, begeben wir uns nach dem Vegetationsgebäude, das, von außen unscheinbar, innen prächtige Bilder enthält. In Nischen hineingebaut, sind die verschiedenartigsten Landschaften zur Anschauung gebracht, hier tropische, dort solche aus unsrer Heimat, alle aber von entzückendem poetischen Reiz. M. B.

„Wo sind die Mädchen?" ist eins jener humorvollen Genrebilder, mit denen sich der Düsseldorfer Maler Theodor van der Beek seit Jahrzehnten einen immer größer werdenden Freundeskreis erobert hat. v. d. Beek ist ein guter Kenner unseres Volkslebens und hat einen glücklichen Griff in der Wahl seiner Motive — auch das schelmische Versteckspielen der beiden Mädchen vor dem forschenden Auge des Försters und die Figur der Alten, die gar nicht so ungern „mitzuthun" scheint, sind ihm vortrefflich gelungen.



Zweierlei.

Tochter: „Ach Papa, ich werde den jungen Palzer heiraten, der hat so ein einnehmendes Wesen."

Vater: „Ja, aber keine wesentlichen Einnahmen."



Ein scherzhafter Angeklagter. Richter: „Wie heißen Sie denn?" — Strolch: „Jottlieb Meier — mit'n weichen ei." — Richter: „Sie scheinen aber ein hartgesottener Sünder zu sein." (Dorfbarbier.)

Vorsichtig. Baron: „Johann den Anzug nehmen Sie sich, ich schenke ihn Ihnen. — Diener: „Aber nicht wahr, ich brauch' ihn dem Schneider nicht zu bezahlen?"

Thyrsn war eine persische Sklavin zu Anfang des 5. Jahrhunderts, die der Prinz Khosrou-Perwyz, ehe er zur Regierung gelangte, leidenschaftlich liebte, und der er einen Ring zum Pfande seiner Treue gab. Als Thyrsns Herr ihre gegenseitige Liebe bemerkte, befahl er einem Sklaven, sie in den Euphrat zu stürzen, dieser ließ sich aber durch ihre Bitten erweichen, und Thyrsn floh zu einem alten Einsiedler, wo sie mehrere Jahre lebte. Als Perwyz den Thron bestiegen hatte, schickte sie ihm den Ring mit der Nachricht, daß sie noch lebe, worauf sie der Prinz sogleich mit einem zahlreichen Gefolge abholte, und bis an sein Ende sehr glücklich mit ihr lebte. Da sie nach seinem Tode von seinem Sohne und Nachfolger mit gleicher Leidenschaft verfolgt wurde, so bat sie um Erlaubnis, noch einmal Perwyz Grab besuchen zu dürfen, wo sie an einem vorher genommenen Gifte starb. Ihre tragische Geschichte ist von orientalischen Dichtern oft besungen worden. St.

Wertvolle Notenlinien. Der berühmte Komponist Franz Schubert produzierte fabelhaft leicht. Von dieser fast ans Wunderbare grenzenden Gabe wußte auch sein um sieben Jahre jüngerer Freund, der ausgezeichnete Maler Moritz v. Schwind, welcher selbst ein feinsinniger Musikkenner war, manches Geschichtchen aus eigener Anschauung zu erzählen. Schwind hatte Schubert einmal bei sich in seiner bescheidenen Sommerwohnung zu Heiligenstadt bei Wien behalten. Der folgende Morgen stellte sich mit schweren Regentropfen ein und machte jeden Gedanken an einen Spaziergang unmöglich. Schubert schlenderte mißmutig das Zimmer auf und nieder. — „Schubert, so thu doch was!" herrschte ihn Schwind nach einer Weile an; „komponiere ein Lied!" — „Wie soll ich das anfangen?" erwiderte der gelangweilte Gast, hier, wo ich weder ein Piano noch Notenpapier noch Liedertexte habe!" — Dafür will ich sorgen!" versicherte Schwind. Sprachs und verwandelte mittelst Feder und Lineal einige Bogen Konzeptpapier in untadelhaftes Notenpapier zu drei Systemen, stöberte hierauf eine alte Sammlung lyrischer Gedichte aus seinen wenigen Büchern hervor und bezeichnete fünf bis sechs Gedichte daraus als geeignete musikalische Texte. Schubert hatte kaum gelesen, als er auch schon die Feder lustig übers Papier gleiten ließ. Noch ehe die Essensstunde schlug, waren die Gedichte komponiert und so schön komponiert, daß Schwind noch später gern versicherte, jene Notenlinien seien nicht das Wertloseste gewesen, was er je geschrieben. D.

Gemeinnütziges

Blumen in Wasser zu konservieren. In ein Glas Wasser thut man eine Messerspitze voll Hirschhorn- und ebensoviel Ammoniaksalz und stellt die abgeschnittenen Blumen hinein. Sie bleiben wochenlang so frisch wie eben gepflückte.

Als vorzügliches Bekämpfungsmittel des Aaskäfers, der nicht selten den Rüben so verderblich wird, haben sich schon seit Jahren die Hühner bewährt. Man bringt die Tiere mittels eines fahrbaren Hühnerstalls hinaus auf das Feld und läßt sie dann heraus. Notwendig ist es, bei dem Hühnerstall einige Futtertröge und Saufnäpfe aufzustellen. Nach den gemachten Erfahrungen ist der Schaden durch Abfressen der Rübenblätter ein sehr geringer, wenn die Tiere die notwendige Beifütterung erhalten.

Um schwache Völker in Strohstöcken zu verstärken, verfahre man folgendermaßen: Man setzt den starken Stöcken Futter unter den Bau, und wenn dasselbe stark mit Bienen belagert ist, hebt man den starken Stock weg und setzt den schwachen auf das Futter. Die auf dem Futter befindlichen Bienen tragen das Futter in den schwachen Stock, und Bienen, die noch nicht geflogen hatten, bleiben im Stocke. Die Königin wird aber durch das Futter und durch die Verstärkung zu stärkerer Eierlage gereizt, wodurch die Brut vermehrt wird. Am Morgen nach der Fütterung muß jeder Stock auf seinen Standort zurückgestellt werden.

Auflösung.

M	A	C	A	O
V	A	D	U	Z
B	U	C	H	E
T	H	R	O	N
Y	E	M	E	N

Charade.

So manchem ist die erste auferlegt,
Die er mit Gram und Sorge trägt.
Doch zwei und drei erfreuet allerwärts
In Wald und Feld das Menschenherz.
Das Ganze schmücket wunderschön
Gar manchen Bau in stolzen Höh'n.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 159.

Von K. Kondelik.

Schwarz.

8 7 6 5 4 3 2 1

A B C D E F G H

Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.